

Zeitschrift für Sozialpädagogik

ZfSp

- **Heide von Felden**
Erziehungsgrundsätze und anthropologische Bestimmungen bei Jean-Jacques Rousseau
- **Simone Austermann**
Emile im zeitgenössischen Diskurs
- **Christian Niemeyer**
Über Rousseau und die französische Aufklärung in der Rezeption Nietzsches aus (sozial-)pädagogischer Perspektive
- **Dietrich Benner | Dariusz Stepkowski**
Zur theoretischen und gesellschaftlichen Konstitution der Eigenlogik moderner Erziehung
- **Margrit Stamm**
Frühe Bildungsförderung als Prävention von Jugenddelinquenz?
- **Klaus Wolf**
Professionelles privates Leben?

Professionelles privates Leben? Zur Kolonialisierung des Familienlebens in den Hilfen zur Erziehung

In diesem Beitrag wird die Erwartung an eine Professionalisierung von Pflegefamilien kritisiert. Die Verwendung alltagssprachlicher Vorstellungen von Professionalität und Professionalisierung erleichtert eine Funktionalisierung von Familien als Erziehungsorganisation. Durch die Kolonialisierung der lebensweltlichen Praxis von Familien werden deren Sozialisationsleistungen gefährdet. Professionelle Dienste müssen hingegen ihre Dienstleistungen für die Familien so zugänglich machen, dass diese sie für die Bewältigung ihrer Krisen nutzen können. Die zentrale These ist: Je weniger leistungsfähig ein Sozialer Dienst ist, desto stärker fordert er die Professionalisierung des privaten Lebens; je leistungsfähiger er ist, desto umfassender respektiert er das Eigenartige des privaten Lebens.

In this article the expectation of a professionalization of foster families is being criticized. The everyday language use of ideas concerning professionalism and professionalization facilitates the successful functioning of families as educational organization. Through the colonialization of the daily practical experience in families their social benefits are being endangered. Professional social services, however, must make their services available to the families so they can use these services in order to manage their crises. The central point and thesis is: the less efficient the social service, the more professionalization is required from private life, the more efficient it proves to be the more it respects the peculiarity of private life.

Seit einigen Jahren können wir einen denkwürdigen Prozess in den Hilfen zur Erziehung beobachten, der unter der Überschrift „Professionalisierung von Familien“ abläuft. Die Kombination von „richtiger“ Familie und professioneller Betreuung erscheint dann als Königsweg stationärer Jugendhilfe, auf dem zwei Vorteile – einerseits Familienleben, andererseits Betreuung durch Professionelle – in wunderbarer Weise zu einem ganz besonders leistungsfähigen Arrangement verschmolzen werden.

Während zunächst in den familialen Settings der Hilfen nach § 34 SGB VIII – also als Formen der Heimerziehung – Legitimation aus der Kombination von Familie einerseits und Professionalität der Fachkräfte in der unmittelbaren Betreuung und ihrer Anstellung bei professionellen Organisationen andererseits gewonnen werden sollte, wird diese Anforderung inzwischen auch auf Pflegefamilien übertragen. Für besondere Formen von Pflegefamilien – als Sonderpflege o.ä., die für „besonders beeinträchtigte Kinder und Jugendliche“ geeignet sein sollen (§ 33,2 SGB VIII) – gilt die Qualifikation der Pflegeel-

tern durch eine einschlägige Berufsausbildung schon länger als Eignungsnachweis. Inzwischen wird dieser Anspruch aber auch auf die allgemeine Vollzeitpflege ausgeweitet. Die Kinder würden immer schwieriger – was in der Regel mit psychopathologischen Zuschreibungen plausibilisiert werden soll („immer mehr Verhaltensgestörte, immer mehr Traumatisierte, immer länger in der pathologischen Herkunftsfamilie“) – daher reiche die allgemeine Familienerziehung und die private Kompetenz der Familienmitglieder nicht – oder in der Alles-wird-immer-komplizierter-Variante: nicht mehr – aus.

Diese Entwicklung kann als ein Ergebnis von zwei Entwicklungslinien interpretiert werden, die wir seit den 1970er Jahren in Deutschland beobachten: Die Heimerziehung antwortete auf die große Legitimationskrise der Anstalts-erziehung mit der Entwicklung von familienähnlichen Formen und die Betreuung in Pflegefamilien wird stärker als eine komplizierte, auch vom Scheitern bedrohte Form des Lebens von Kindern in einer anderen Familie betrachtet, die mit Risiken verbunden ist und größerer Aufmerksamkeit bedarf. Diese beiden Entwicklungslinien haben zu einer deutlichen Annäherung der beiden – in historischer Perspektive betrachtet – zunächst konkurrierenden und sehr unterschiedlichen, fast gegensätzlichen Formen der Betreuung von Kindern außerhalb ihrer Herkunftsfamilie geführt. Ob das Zusammenleben mit einem (zunächst) fremden Kind im Rahmen der Hilfen zur Erziehung eine Form von Heimerziehung, eine Pflegefamilie oder ein Setting intensiver sozialpädagogischer Einzelbetreuung ist, kann heute nicht allein aus der Beobachtung der Art ihres Zusammenlebens eindeutig erschlossen werden, sondern setzt genauere Rechtskenntnisse und viele Detailinformationen voraus.

Die Ausdifferenzierung von Arrangements in beiden, früher getrennten Systemen hat dazu geführt, dass viele Merkmale jetzt nicht mehr trennscharf sind. So gibt es Heimerziehungsformen, die in der Lebensgemeinschaft zwischen Fachkräften und betreuten Kindern eine systematische Trennung der Arbeits- und Freizeit aufgegeben haben: Das Zusammenleben mit den Kindern entspricht einer vollen Stelle. Hier ist es möglich, dass die Fachkraft also auch in ihrer Freizeit die Kinder betreut und auch in ihrer Arbeitszeit privaten Besuch empfängt, da es unentscheidbar ist, in welchem Modus die Aktivität gerade stattfindet. Das hat weitere Konsequenzen, die ich an anderer Stelle dargestellt habe (Freigang & Wolf 2001: 127 – 154).

Wir könnten diese Entwicklungen als postmoderne Entgrenzungen betrachten, die kein Spezifikum der Erziehungshilfen darstellen und deren Auftreten nicht besonders überraschend sind. Allerdings wird hier eine Dimension der Aufhebung der Grenzen von Privatsphäre und Berufswelt deutlich, die über die Arbeit z.B. im Homeoffice weit hinaus geht und mit einer grundsätzlichen Auflösung der Berufsrolle verbunden sein kann. Die Inszenierung von beruflichem Handeln auf der Bühne des privaten Lebens, einschließlich aller Requisiten und Kostüme des Privaten bringt auch Fragen nach den Rollen hervor, in denen sich hier erziehende Erwachsene und betreute Kinder begegnen. In der Außerwahrnehmung erscheinen die Fachkräfte eher als Eltern, vielleicht Ersatzeltern.

Die Supermarktkassiererin, die ihren Blick von der Schar der Kinder zu der sie begleitenden Frau schweifen lässt, mag Zweifel bekommen, ob da immer der gleiche Vater im Spiel gewesen war, aber eine Zuordnung zur Figuration Familie kann sie selbstverständlich vornehmen und an eine Form der Heimerziehung mit einem Tagespflegesatz von vielleicht 140 € wird sie wohl nur denken, wenn sie Sozialpädagogik studiert und hier ihrem Aushilfsjob im Supermarkt nachgeht.

Die Missverständnisse sind allerdings nicht zufällig, sondern von den Organisatoren postmoderner Heimerziehung gewollt. Denn, obwohl ihre Kinder alle Zeugen misslungener Familienerziehung sind, wird das Etikett „familienähnlich“ in der Heimerziehung geschätzt und inflationär verwendet – auch für Arrangements, die es – nach allem was wir wissen – in der Menschheitsgeschichte nie und nirgendwo als Familienform gegeben hat: vier Frauen verschiedenen Alters und ohne verwandtschaftliche Beziehung, die acht Kinder im Schichtwechsel betreuen und spätestens am nächsten Tag vielleicht zu ihren Männern, die diese Kinder nur durch ihre Erzählungen kennen, in ihre private Wohnung gehen und dort möglicherweise auf weitere Kinder treffen. Familien und Familienähnlichkeit stehen damit als Chiffre für einen „normalen“ Ort des Aufwachsens von Kindern, zumindest für die Ferne von der Anstalts-erziehung.

Die als Heimerziehung arrangierten Lebensgemeinschaften realisieren im Vergleich zur Schichtdienstgruppe schon eher Merkmale von Familien. Hier haben Erwachsene und Kinder für eine längere oder kurze Zeit immerhin einen gemeinsamen Lebensmittelpunkt. Aber die Rahmung als Familie würde keine Bezahlung als Berufstätigkeit legitimieren. Dafür bedarf es eines weiteren Merkmales – der Professionalität – und einer besonderen Inszenierung – der als professionelles Setting. So wird eine professionelle Familie konstruiert. Die nicht professionelle Familie erscheint im Vergleich zu ihr defizitär, als Laienfamilie. Ihr fehlt etwas, was die professionelle Familie hat und was nötig ist, um mit andersartigen Kindern nicht nur irgendwie zusammenzuleben, sondern sie richtig zu erziehen. Um diesen Mangel zu beseitigen, wird ein neues Programm entwickelt: die Professionalisierung von Familien.

Nun will ich darlegen, warum dieses Programm überwiegend nicht-intendierte negative Wirkungen hat. Dazu werden zunächst die

1. Begriffe Professionalität und Professionalisierung geklärt,
2. begründet, warum die Professionalisierung von Familien ein Unding ist und
3. für die Praxis der Sozialen Arbeit dem Kolonialisierungsmodell ein Dienstleistungsmodell gegenüber gestellt.

Was meint Professionalität und Professionalisierung?

Da sich auch in der Fachdiskussion immer wieder die alltagssprachlichen Vorstellungen durchsetzen, möchte ich zunächst kurz diesen alltagssprachlichen Verwendungen nachgehen. „Jemand ist professionell“ oder „etwas ist profes-

sionell gemacht“ enthält positive Konnotationen: er oder sie kann es, hat es gut gemacht, es ist gekonnt. „Unprofessionell“ hingegen meint schlecht gemacht, er oder sie kann es nicht richtig. Also sollten wir alles so professionell wie möglich machen?

Oder gibt es doch Bereiche, wo wir es uns gerade nicht professionell wünschen? Wie steht es etwa mit dem Professionellen in der Liebe?

Loben Sie mal das Subjekt Ihrer Liebe und flüstern Sie dem Menschen, der Sie gerade herzlich umarmt, leise ins Ohr: „Das machst du echt professionell!“ Dann ist die romantische Kommunikation wohl erst einmal unterbrochen und stattdessen Metakommunikation angesagt.

Es gibt also Lebensbereiche, in denen wir uns etwas anderes als Professionalität wünschen, die sogar durch einen professionellen Habitus geradezu zerstört würden. Auch in diesen Bereichen findet Lernen statt und es gibt Unterschiede im Können. Die lassen sich aber nicht gut mit dem digitalen Code professionell – unprofessionell erfassen. Dort kommt es auf das Authentische und Nichtinszenierte an, hier gilt gerade der zweckrationale Mitteleinsatz in dem, was Goffman den sozialen Verkehr genannt hat, als heikel.

Erst die alltagssprachliche Verwendung des Professionalitätsbegriffs ermöglicht seine inflationäre Verwendung für alles, was gut gemacht werden soll. Um dem zu entgehen, soll er nun präziser gefasst werden – zunächst allgemein, anschließend spezifisch für die Soziale Arbeit.

Die älteren deskriptiven, merkmalsorientierten Definitionen schlagen vor, von Professionen zu sprechen wenn

1. eine systematische Theoriebasis entwickelt wurde,
2. spezialisiertes Fachwissen durch ein erfolgreich abgeschlossenes akademisches Studium erworben und für die Berufsausübung verwendet wird,
3. die Zuständigkeit für bestimmte Probleme, Autorität für ihre Bearbeitung und die Anerkennung dieser professionellen Autorität durch die Gesellschaft etabliert sind,
4. für die Bearbeitung der Probleme hohe Autonomie zugestanden wird,
5. ein Ethikcodex besteht und durchgesetzt wird, der die Beziehungen zwischen den Professionellen, den Adressaten und Kollegen regelt und einen Anspruch auf Gemeinwohlbezug etabliert hat und
6. eine professionelle Kultur entwickelt ist, die durch institutionalisierte professionelle Assoziationen unterstützt wird (vgl. Toren 1969, S. 144; Königter 2009: 10; Klatetzki 2012).

Diese Merkmale können vollständig oder zum Teil erfüllt sein. Wenn alle diese Merkmale uneingeschränkt erfüllt sind, handelt es sich demnach um eine Profession, fehlen einzelne Merkmale – insbesondere die Autonomie in der Entscheidung über die angewendeten Programme – ist vom Semiprofessionellen die Rede. Die strukturelle Autonomie, also das Recht nach eigenem Ermessen zu handeln, wird zum zentralen Merkmal, so Silvia Staub-Bernasconi (2009: 26) mit Bezug auf Ulrich Oevermann.

In der Prozessperspektive lassen sich Entwicklungen der allmählichen Etablierung der Anerkennung für die Bearbeitung von Problemen oder der Erosion der Anerkennung beschreiben und ihr Auf- und Abstieg in einem Schichtungssystem von Professionen (Abbott 1988) analysieren. Betrachtet man diese Kämpfe um Autorität und Zuständigkeit unter Machtgesichtspunkten, erscheinen auch die ethischen Codes in einem anderen Licht, nämlich als Instrumente zur Absicherung eines Monopols. Thomas Klatetzki (2012: 169) skizziert mit Bezug auf Abbott, die konflikttheoretische Position in ihrer Abgrenzung von der strukturfunktionalistischen so:

„Für diese Konflikttheoretiker der Gesellschaft sind die Professionen exemplarische Beispiele für gesellschaftliche Statusgruppen, denen es im gesellschaftlichen Konkurrenzkampf mit anderen Berufen gelungen ist, ein Betätigungsfeld für sich zu monopolisieren. Kern dieser Monopolisierung ist auch in dieser Perspektive die Verfügung über abstrakte Wissensbestände, die für gesellschaftliche Problemlösungen eingesetzt werden können und die entsprechend hohe kulturelle Wertschätzung genießen. Aus konflikttheoretischer Sicht ist es den als Professionen bezeichneten Berufsgruppen gelungen, sowohl den Zugang zu diesen Wissensbeständen (die akademische Ausbildung) wie auch die Anwendung dieses Wissens (die Zulassung für den Arbeitsmarkt) zu kontrollieren. Entscheidend für diese Kontrollchancen ist die Mithilfe des Staates: Er liefert die rechtlichen Regelungen, die eine exklusive Betätigung der Professionen ermöglichen und andere Berufsgruppen von ökonomischen Erwerbsmöglichkeiten dauerhaft ausschließen. Der Staat liefert diese Mithilfe, weil er selbst auf das Wissen und die Kompetenzen der Professionellen für die Regierung der übrigen Gesellschaft angewiesen ist. Die von strukturfunktionalistischer Seite unterstellte Gemeinwohlorientierung ist aus der konflikttheoretischen Perspektive bloße professionelle Ideologie.“

Folgen wir der konflikttheoretischen Position, können wir „*Professionalisierung*“ als „Prozess der erfolgreichen Durchsetzung von Zuständigkeitsansprüchen einer werdenden Profession innerhalb des Schichtungssystems der Professionen“ (Obrecht 2009: 48) betrachten.

Ein solches Verständnis ermöglicht uns auch eine distanzierte Betrachtung der Zuschreibungen von Professionalität, insbesondere in den Formen der Selbstzuschreibung und ich werde darauf bei der Frage nach der Inszenierung professionellen Handelns wieder zurückkommen.

In den weiterentwickelten und revidierten Theorien professionellen Handelns werden insbesondere für personale Dienstleistungen, die Soziale Arbeit und pädagogische Arbeitsfelder andere bzw. weitere Merkmale betont. Die Bewältigung von Ungewissheiten und Krisen, die Einheit von spezifischen und diffusen Rollenanteilen, die Herstellung von Arbeitsbündnissen und ihre Voraussetzungen oder die diskursive Auslegung und Deutung komplexer lebensweltlicher Probleme stehen dann im Mittelpunkt.

Dabei werden mit diesen Merkmalen manchmal allgemeine Entwicklungen der Modelle von Professionalität in unserer Zeit der „reflexiven Modernisie-

„rung“ (Beck, U.; Giddens, A.; Lash, S. 1996) gekennzeichnet, oft werden mit ihnen aber die besonderen Merkmale pädagogischer Professionalität oder besser – da einige Autoren von Pädagogik nicht so viel verstehen – der der Sozialen Arbeit in Kontrast zu anderen Professionen hervorgehoben. Dann werden stärker Elemente beschrieben, die sie von anderen Professionen und Professionsmodellen unterscheiden und weniger die Differenz zwischen Professionellem und Nicht-Professionellem herausgearbeitet.

So wird dem expertokratischen Wissen das diskursive gegenüber gestellt, der reflexive Umgang mit spezifischem Wissen eingefordert und die reflexive Professionalität von technizistischen und expertokratischen Professionalitätsvorstellungen unterschieden (Dewe 2009: 102). Statt einer „kognitiv-bürokratischen Rationalität“ (Dewe & Otto 2005, S. 1402) wird die Förderung innovativer Bewältigungsprozesse zum zentralen Merkmal des sozialpädagogischen Professionsmodells erklärt und davor gewarnt, die Fehler der „old-established professions zu wiederholen, ihre Klientel zu bevormunden und dadurch noch stärker zu deautonomisieren“ (Köngeter 2010: 80).

Burckhard Müller (2011: 144) bezieht sich auf eine revidierte Theorie professionellen Handelns, „die sich nicht primär am Expertenmodell der Beherrschung standardisierbarer Wissensbestände und Praktiken orientiert, sondern gerade die Bewältigung von Ungewissheiten zum Angelpunkt macht“.

Bernd Dewe und Hans-Uwe Otto (z.B. 2005) fordern, anstelle eines expertokratischen ein diskursives Wissen für Fachkräfte, „das es nicht nur wissenschaftlich, sondern immer auch sozialkulturell und lebenspraktisch rückzubinden gilt in die situativen Bedingungen der sozialen Handlungsvollzüge und -probleme hinein“ (Füssenhäuser/Thiersch 2005: 1891).

Zum einen wird ein anderes Wissen beschrieben, zum anderen soll es aber auch in einer besonderen Weise genutzt werden. So schreibt Bernd Dewe (2009: 101): „Für mein Verständnis von wissenschaftlicher Theorie bedeutet dieses, dass Theorie nicht in der Praxis zur Anwendung kommt, sondern relationiert wird durch den ‚reflexiven Professionellen‘: Dieser reflektiert situativ seine Berufserfahrungen und die zu bearbeitenden Problemlagen und Unsicherheiten in der Kommunikation mit seinem Adressaten unter Nutzung einer multiplen Wissensbasis.“ Entsprechend konzipiert Stefan Köngeter (2010: 98) „Theoriezugänge als sensibilisierende Konzepte“ und führt das für die Entwicklung von Arbeitsbündnissen sehr differenziert aus (Köngeter 2009).

Einen besonderen Stellenwert hat in den Beschreibungen des Professionalitätsprofils der Sozialen Arbeit – neben und als Voraussetzung der Entwicklung von Arbeitsbündnissen (Köngeter 2009) – die Fallrekonstruktion und das Fallverstehen, bei dem hermeneutische, auf das Sinnverstehende von Äußerungen und Handlungen ausgerichtete Elemente und die Wissensverwendung in spezifischer Weise integriert werden sollen: „Mittels Fallrekonstruktion und wissenschaftlicher Reflexion wird der Alltag bzw. ein Problemzusammenhang gewissermaßen dekomponiert, wobei im Prozess der Relationierung von Wissens- und Urteilsformen das „Neue“ in Gestalt einer handhabbaren und leb-

baren Problembearbeitung/-lösung gemeinsam mit dem Klienten der Sozialarbeit hervorgebracht wird.“ (Dewe 2009: 58) Hier wird in einer Ergänzung zu Dewe & Otto (2005) explizit die Koproduktion mit dem Klienten bei der Problemlösung hervorgehoben. Da Entwicklung und Lernen Eigenleistungen des Subjekts sind, ist dieses als Produzent und der Professionelle als Koproduzent zu betrachten. Pädagogische Professionalität würde sich dann in der Qualität der Anregung von Entwicklungs- und Lernprozessen ausdrücken.

Eine wichtige Differenzierung finden wir bei Stefan Köngeter (2010). Er unterscheidet zwischen einer systemimmanenten Perspektive auf Professionalität und Professionalisierung in der Sozialen Arbeit und einer kritischen, externen professionstheoretischen Perspektive. Am Beispiel der Hilfeplanung zeigt er, wie in der systemimmanenten Perspektive Professionalisierung in der Einführung verbindlicher Regelungen, einer Standardisierung und der Etablierung von methodisch verbindlichen Verfahren gesucht wird. Diese Position hat vielleicht auf den ersten Blick betrachtet, eine Nähe zu expertokratischen Modellen der klassischen Professionen. Sie kann aber auch eine echte Beteiligung der Menschen, die zu Klienten Sozialer Arbeit werden, zu sichern versuchen und durch Verfahren die Voraussetzungen für die dialogischen, diskursiven Prozesse schaffen. Demokratietheoretisch ist das nicht abwegig und auch in der Forschung wird der Erkenntnisgewinn bekanntlich durch die Anwendung anerkannter und bis auf weiteres als gültig angesehener Verfahren gesichert. Die Intuition wird dadurch (hoffentlich) nicht hinausorganisiert, aber die durch sie gewonnen Erkenntnisse werden nicht sakrosankt, sondern ihre Gültigkeit bleibt überprüfungsbedürftig. Die systemimmanente Perspektive grenzt das Professionelle vom willkürlichen, lediglich alltagstheoretisch und durch Alltagserfahrungen selbstreferentiell bestätigten Wissen und Handeln ab. Sie wendet sich – in der Sprache der Lebensorientierung formuliert – gegen das Pseudokonkrete im professionellen Alltag. Gerade in Feldern, in denen das Subjektive nicht nur a priori unvermeidbar ist, sondern als Erkenntnisquelle relevant und leistungsfähig wird (Devereux 1984) und Authentizität für ein zentrales Merkmal gelungener Kommunikation gehalten wird, ist die Herstellung von Intersubjektivität zur Begrenzung und Erweiterung der Subjektivität notwendig. So wird der Professionelle in der Sozialen Arbeit vom freischaffenden sozialen Künstler unterschieden und es werden spezifische Wege etabliert, fachliche Legitimation zu erzeugen (vgl. Wolf 2009).

Die zweite Perspektive richtet die Aufmerksamkeit kritisch auf die Wirkungen und Nebenwirkungen von Standardisierungsprozessen. Professionalität wird zerstört, wenn die beruflichen Aktionen in einem durch Vorschriften stark vorstrukturierten Feld stattfinden, lediglich ein schmaler Ermessensspielraum bleibt und rechtliche Regelungen Entscheidungen stark vorprogrammieren. Die Verregelung, Verrechtlichung und Standardisierung erscheint als Bürokratisierung, also als ein der Professionalisierung entgegengesetzter Prozess (vgl. Klatetzki & Nokielski 2010. 39 ff). Die Krisen mit denen die Soziale Arbeit befasst ist, sind – wie Ulrich Oevermann (z.B. 1999) ausführt – nicht standardisiert bearbeitbar, die Subjektivität des Adressaten wird in Verfahren, die weder die Fachkraft noch gar er selbst grundlegend gestalten kann, gefähr-

det und der Bezug zu seiner Lebenswelt (im Sinne von Schütz) wird erschwert, wenn die Organisationsvorschriften das Hauptreferenzsystem werden.

Es erscheint mir nicht sinnvoll diese beiden Perspektiven als prinzipielle Alternativen zu setzen. Da auch hier ein „goldener Mittelweg“ keine befriedigende Lösung darstellt, müssen die Strukturen im Detail bestimmt werden, die eine Standardisierung ermöglichen und die, bei denen sie zu einer Deprofessionalisierung beitragen würden.

Damit ist ein für die Profession spezifischer Reflexionsraum abgesteckt, in dem einerseits eine Abgrenzung gegenüber einer willkürlichen, geradezu privaten Praxis mitgedacht ist und somit die Profession festlegt und nicht dem persönlichen Gusto überlässt, was Kunstfehler sind, was die Adressaten von ihr erwarten dürfen und was dem Stand des aktuellen Wissens entspricht und was nicht. Diese Abgrenzung nach unten, die Kontrolle einer sowohl die „handwerkliche Seite“ der Berufsausübung als auch grundsätzliche Haltungen den Klienten gegenüber betreffenden Praxis, erscheint insbesondere dort besonders dringlich, wo eine erhebliche Asymmetrie und ein grundsätzliches Machtdifferential zu Lasten der Menschen besteht und bestehen muss, die eben keine Kunden sind, die aus einem breiten Dienstleistungsangebot auswählen oder eine Auswahl einfach unterlassen könnten. Ein ungetrübter Blick in die Niederungen der Praxis, insbesondere auch auf der Basis der Erfahrungen ihrer Adressaten, kann verhindern, dass diese Grenzziehung zu gering geschätzt wird. Andererseits muss der Reflexionsraum eine Abwehr von Durchstrukturierungen und umfassenden Standardisierungen durch Professionsfremde ermöglichen. Zuständigkeit und Autorität für die Lösung relevanter Probleme ist nur dort möglich, wo die Profession über die Kriterien, nach denen sie Kunstfehler bestimmt und diskutiert und schließlich bis auf weiteres festlegt, was genau der Stand des aktuellen Wissens ist und welche Verfahren ihm entsprechen, selbst bestimmt. Das wird meistens als Autonomie bezeichnet. Auch wenn ich etwas skeptisch bin, ob der Autonomiebegriff nicht falsche Vorstellungen nahe legt, als ob eine solche Praxis nicht in einem Interdependenzgeflecht stattfände, sondern in einem Raum, in dem eben die autonome Profession ohne Beziehungen und damit Abhängigkeiten (Elias z.B. 1995) stattfände oder – normativ gewendet – stattfinden soll, bleibt eine als relativ verstandene Autonomie ein zentrales Professionsmerkmal.

Die im ersten Entwurf des Kinderschutzgesetzes vorgesehene Regelung, dass beim Verdacht auf Kindeswohlgefährdung ein Hausbesuch stattfinden muss, und die Zurückweisung dieser Vorschrift durch die Profession, illustriert diese Verteidigung der relativen Autonomie. Die Experten weisen eine feste Kopplung zurück, fordern aufgrund ihrer Expertise die Freiheit, sich im Einzelfall gegen den sofortigen Hausbesuch zu entscheiden, da sonst der Schaden den Nutzen übersteigen kann. Diese Zurückweisung stellt nicht grundsätzlich in Frage, dass der Gesetzgeber Steuerungsrechte für die professionelle Praxis hat, beansprucht aber, so als Experten auf dem zu regelnden Gebiet gehört und beteiligt zu werden, dass auch dessen Autonomie in der Produktion von Gesetzen nicht absolut ist. Die Argu-

mente für eine grundsätzliche Verpflichtung zum Hausbesuch, hatten genau an dieser Expertise der Sozialen Arbeit ihre Zweifel. Die Auseinandersetzung ging um die Enge oder Weite des Rahmens, in dem die Soziale Arbeit ihre eigenen Handlungsspielräume hat (vgl. Müller 2011:144).

Die Entwicklung von Standards ist weder a priori ein eindeutiges Merkmal der Deprofessionalisierung noch eines der Professionalisierung, sondern erst die Antworten auf die Fragen auf welchem Wege und von wem sie entwickelt werden, welchen Grad der Operationalisierung sie realisieren und insbesondere ob sie im wissenschaftlichen Diskurs der Profession (und schließlich: der ihr Bezugssystem bildenden Disziplin) entstanden sind und überprüft und modifiziert werden, sind entscheidend. Gerade dort wo sie konkrete Handlungsvorschläge enthalten, müssen diese eingebettet sein in einen professionellen Habitus verinnerlichter oder – mit Bourdieu beschrieben – inkorporierter grundlegender Denk-, Handlungs- und Orientierungsmuster (vgl. Vorheyer & Nagel 2011; zur Relevanz des Habitus ausführlich: Bohler 2009), die immer auch implizite Gefühlsmuster und spezifische Strukturen des Erlebens enthalten.

In einem Praxisforschungsprojekt, in dem für das deutlich unterstrukturierte Pflegekinderwesen in Deutschland Standards entwickelt werden sollten, hat die Forschungsgruppe Pflegekinder der Universität Siegen daher folgenden Weg gewählt: Nach den Regeln qualitativer Forschung wurden ehemalige Pflegekinder kontrastiv ausgewählt und interviewt. Diese biografisch-narrativen Interviews wurden unter anderem mit der Frage ausgewertet, welche besonderen Belastungen und wichtigen Ressourcen in den Erfahrungen deutlich wurden. Die in dieser Weise codierten Narrationen und die sie illustrierenden Ankerzitate wurden in Workshops mit Fachkräften aus vier ambitionierten Pflegekinderdiensten hinsichtlich der Konsequenzen für Standards der Pflegekinderhilfe diskutiert. An dieser Diskussion beteiligten sich Mitglieder der Forschungsgruppe, aber im Wesentlichen definierten die Fachkräfte selbst, welche Standards sie für sich selbst als verbindlich ansehen und auch ihren Kollegen anderer Dienste vorschlagen wollten. Es wurden günstige Grundhaltungen beschrieben und in einzelnen Fällen auch konkrete Handlungsempfehlungen und Ausstattungsvoraussetzungen definiert. Die Ergebnisse der vier Arbeitsgruppen wurden auf einem gemeinsamen Fachtag vorgestellt und dort untereinander weiter diskutiert. Im Abschlussbericht wurden diese Ergebnisse der übergreifenden Diskussion – nach verschiedenen Rückmeldeschleifen – festgehalten (Pierlings 2011) und verbreitet. Dieser Bericht wird stark nachgefragt und verbreitet. Die dort beschriebenen Standards dienen seither als eine Basis der Pflegekinderhilfe.

So können (hoffentlich) unfruchtbare Kontrastierungen – wie Habitus versus Wissen – und Aufmerksamkeitsverschiebungen weg vom Wissen hin zum Habitus (Schallenberg 2011: 165) dialektisch aufgehoben werden und Regelanwendung und Fallverstehen zusammengeführt werden (Tiefel 2004: 46). Vielleicht passt dieses Professionalitätsmodell eher zu einer – im Unterschied zur

einfachen – als reflexiv gekennzeichneten Sozialpädagogik (Niemeyer 2003; Schröer 2012).

Eine letzte Ergänzung sei noch vorgenommen. Professionalisierungsprozesse werden oft als individuelle Bildungsprozesse behandelt: Eine Person wird – zum Beispiel durch ein Studium – in eine Profession eingeführt (vgl. Graßhoff & Schweppe 2009) und durch seine individuelle Aneignung von Wissen und Habitus wird er zu einem Professionellen. Das ist die eine Seite. Die andere ist die kollektive Dimension der Herausbildung, Etablierung und Stabilisierung eines kollektiv entwickelten Habitus – im Berufsethos, der spezifischen Fähigkeit Arbeitsbündnisse zu gestalten usw. – und der Professionsidentität (Helsper, Busse, Hummrich u.a. 2008; Müller 2011: 144). Diese Einbettung der individuellen Entwicklungen in eine kollektive Struktur macht sie widerstandsfähiger schließlich auch im Umgang mit dem, was Olk (1986) als Spannung zwischen administrativer, also externer und professionsinterner Steuerung beschrieben hat (vgl. auch Klatetzki 2005; Klatetzki & Nokielski 2010; et passim). Auch die klassischen merkmalsbezogenen Definitionen enthalten diesen Bezug zur kollektiven Struktur der Professionalität. Ohne sie wäre damit Professionalisierung so wenig möglich, wie ohne den individuellen Bildungsprozess. Dies ist auch deswegen festzuhalten, damit nicht jeder Besuch einer Fortbildung als Indikator für Professionalisierung oder Professionalität gedeutet wird, wie es in der Alltagstheoretischen Verwendung ständig geschieht.

Professionalisierung von Familien?

Eine Zusammenschau der Facetten, die bei der aktuellen Debatte um Professionalisierung der Sozialen Arbeit eine Rolle spielen, zeigt einerseits, wie wenig naheliegend es ist, diese Merkmale auf das Leben in Familien und die Rollen der Familienmitglieder anzuwenden. Weder treffen die meisten zentralen Merkmale der deskriptiven Definitionen auf die Erziehung in Familien zu – systematische Theoriebasis, erfolgreich abgeschlossenes Studium, gesellschaftlich anerkannte Autorität für die Bearbeitung spezifischer Probleme, Ethikcodex, institutionalisierte professionelle Assoziationen? – noch verfügen die Familien über eine irgendwie gesicherte Position im Schichtungssystem von Professionen. Debatten über familienübergreifende Standardisierungen sind so wenig sinnvoll wie die Frage nach kollektiven Habitusformen als Professionelle. Mit der Vermessung dieser Differenz könnten wir das Thema also eigentlich als erledigt betrachten.

Allerdings sind Lesarten möglich, die die Differenz vernebeln und durch eine weniger präzise, auf kreative Assoziationen setzende Begriffsverwendung eine Annäherung, sogar Vermischung konstruieren. Dafür liefert die sozialpädagogische Semantik einige Einfallstore. So kann das Ressentiment gegenüber dem expertokratischen Wissen und der besondere Respekt vor dem lebensweltlichen Wissen zu einer Abwertung der besonderen, theoriegestützten, empirisch abgesicherten, systematisch organisierten Wissensbestände beitragen.

Sind die Bewältigung von Ungewissheiten, das Reflexive und Selbstreflexive oder der kontextsensible Umgang mit Wissen und Erfahrungen denn exklusive Merkmale pädagogischer Professionalität? Denken Eltern und Pflegeeltern nie über ihre Beziehung zum Kind nach, variieren sie nicht ihre Perspektive, wenn sie mit der bisherigen nicht weiter kommen, suchen sie nicht neue Wissensbestände, wenn die alten keine Handlungsfähigkeit mehr ermöglichen, haben viele von ihnen nicht Erfahrungen entwickelt, wie sie Kontakt zu Kindern aufnehmen können, die zunächst keine Beziehung mit ihnen eingehen wollen? Sind sie, da sie das alles oft tun und können, also – jenseits aller Ausbildung – pädagogische Profis? Solche Feststellungen erscheinen leichter möglich, wenn man in erster Linie eine Abgrenzung von den anderen Professionen im Blick hat und weniger die Differenz von Professionellem und Nichtprofessionellem.

„Sozialpädagogik hat, wie kaum eine andere pädagogische Fachkultur Nähe programmatisch aufgewertet“ schreiben Margret Dörr und Burkhard Müller (2006: 14). Was unter Lebensweltorientierung diskutiert wird – zum Beispiel der Bezug zum Alltag und den alltäglichen Problemen, das Vertrauen als Voraussetzung für die Einflussnahme, das Solidarische mit den Adressaten und manches mehr – kann leicht als Strukturähnlichkeit zu einem guten Familienleben und den emotionalen Beziehungen dort verstanden und missverstanden werden. Besonders verführerisch ist das dort, wo es um die Beheimatung von Kindern an einem anderen Lebensort gehen soll. Dort verbinden sich besonders leicht die professionellen Facetten mit den privaten und gehen eine unauflösbare Verbindung ein (Wolf 2002). Wenn dadurch die gemeinsame Aufgabenbewältigung, die Eberhard Mannschatz (2003) als Essential professioneller Erziehung postuliert hat, aus dem Blick verschwindet, könnte man eher von einer Familialisierung der sozialpädagogischen Betreuung als von einer Professionalisierung der Familien sprechen.

Die Erfindung der professionellen Familie ist nicht nur ein Unding – was gleich begründet werden soll – sondern auch nebenwirkungsreich. Dadurch werden zwei Typen von Familien geschaffen: die Professionellen und die Laien-, Amateur- oder Dilettanten-Familien. Ivan Illich (1979) hat schon vor 40 Jahren die Nebenwirkungen einer Expertokratie angeprangert, die zu einer Entmündigung der zu Laien gemachten Menschen durch Experten führt. Hier geht es noch einen Schritt weiter: Eine Herabsetzung der nicht professionellen Familien wird vorbereitet. Folgt man dem digitalen Code von Laien und Professionellen, kann man einen alten Satz zur Etablierten-Außenseiter-Figuration so modifizieren: Alle Menschen sind Laien – auf fast allen Gebieten! Wenigen Spezialisten steht dann ein Heer von Laien gegenüber. Da es in Familien nicht nur um Erziehung geht, muss die Frage also eher lauten: Wer ist hier nicht Laie?

Wird zum Beispiel der Professor für Erziehungswissenschaft zum Profivater? Wird seine Familie durch seine Mitgliedschaft zur Profifamilie? Meine Töchter hätten da wohl einige Zweifel.

Professionalisierung des privaten Lebens in Familien ist ein Unding

Diese Feststellung soll begründet werden, indem deutlich gemacht wird, dass Familien und Organisationen – wie schon Talcott Parsons deutlich gemacht hat – zwei grundsätzlich verschiedene Gesellungsformen sind und welche Probleme entstehen, wenn Familien wie Organisationen gesehen und behandelt werden.

Familien und Organisationen sind zwei grundsätzlich verschiedene Gesellungsformen

Josef Martin Niederberger und Doris Bühler-Niederberger haben in ihrer bereits 1988 veröffentlichten Untersuchung über die Formenvielfalt in der Fremderziehung, vier Strukturmerkmale theoriegestützt beschrieben und erläutert, wodurch sich Familien grundsätzlich von Organisationen unterscheiden. Darin wird deutlich, dass in beiden Gesellungsformen die Regeln, nach denen Beziehungen eingerichtet werden und damit der Charakter der Beziehungen grundsätzlich verschieden sind, sich die Formen der Kommunikation – wie auch Ulrich Oevermann (1999) überzeugend herausgearbeitet hat – deutlich unterscheiden und gänzlich andere Modelle vom Mitglied bestehen. Wir denken, fühlen und handeln anders als Familienmitglieder und als Angehörige einer professionellen Organisation.

Menschen, die sich im Berufsleben genau so verhalten, denken und fühlen wie im Privatleben oder Menschen, die sich im privaten Leben exakt so verhalten, denken und fühlen wie in der Ausübung ihres Berufes, lösen erhebliche Irritationen aus und viele Witze beziehen sich auf die Übernahme von Verhaltensweisen, Denkmustern oder Emotionen in das andere Feld. Die grundsätzliche Differenz ist dabei eine Voraussetzung für das Deplatzierte und ermöglicht erst die Pointe.

Die vier Merkmalsdimensionen, mit denen sich die grundsätzlichen Unterschiede fassen lassen, sollen nun vorgestellt werden.

Kündbarkeit versus Dauerhaftigkeit

„Im Vergleich zur Organisation, wo Mitgliedschaft in der Regel ohne weiteres *kündbar* ist, erscheint diese in der Familie doch in vielen Punkten der Entscheidung entzogen. Für die Kinder fällt während reichlich fünfzehn Jahren ein Austreten außer Betracht, und der Eintritt erfolgt für sie völlig schicksalhaft. Die Eltern werden zwar Mitglied aufgrund einer Entscheidung, doch impliziert diese den Willen, *auf Entscheidbarkeit künftig zu verzichten*. Der Entschluss wird gewagt, nachdem eine Beziehung mit einem gewissen Maß an Schicksalhaftigkeit angelaufen ist“ (Niederberger & Bühler-Niederberger 1988: 31). Zwar gibt es Scheidungen, den Ausschluss von Kindern oder Fluchten,

aber das sind als gravierend erlebte Prozesse, mit schwerwiegenden Problemen und Neustrukturierungen verbundene Ereignisse, keineswegs Routinevorgänge. Mit dem Vorschlag von Frau Pauli, die Ehe nach sieben Jahren automatisch aufzulösen, konnte sie deswegen bekannt werden, weil er dieser Gesellungsform fremd erscheint. Im anderen Feld der Organisationen sind befristete Anstellungen gang und gäbe. Unsere Gesellschaft funktioniert nur, weil diese beiden Lebensfelder ganz unterschiedliche Strukturen haben: Der flexible Mensch, den der Turbokapitalismus fordert, hält die Flexibilitätsanforderungen überhaupt nur aus, wenn er eine sichere Verankerung in nicht a priori limitierten, privaten Beziehungen hat (vgl. Richard Sennett 2009) und bringt die Janusköpfigkeit des Sozialisationsprozesses (Lothar Böhnisch 2012) hervor.

Die zurecht beklagte Erosion der Verankerung in privaten Beziehungen durch die Flexibilitätsanforderungen der einer anderen Rationalität unterliegenden Berufswelt, würde durch eine Professionalisierung des privaten Lebens geradezu vollendet. Dann gäbe es gar keinen Bereich mehr, in dem eine emotionale Verankerung in Entfernung vom beruflichen möglich wäre.

Die Dauerhaftigkeit ist allerdings bei Pflegefamilien nicht a priori gegeben. In der Bereitschaftspflege, in die ein Kind oft sehr kurzfristig und immer mit eng begrenzter zeitlicher Perspektive aufgenommen wird, ist das offensichtlich. Auch in der Dauerpflege bleibt ein Vorbehalt: Die Eltern können das Kind wieder zurückfordern, ein Familiengericht kann eine Rückführung anordnen. An den dauerhaften Aufenthalt sind also Bedingungen geknüpft und die freie Entscheidung der Mitglieder der Pflegefamilie ist eingeschränkt – unkonventionelle Bedingungen führen zu einer unkonventionellen Familie.

Die Dauerhaftigkeit entwickelt sich trotz dieser dafür ungünstigen Bedingungen sehr oft zu einem Bedürfnis der Pflegeeltern und oft auch der Kinder (Niederberger, Bühler-Niederberger 1988:76) und die fehlende Selbstverständlichkeit des dauerhaften gemeinsamen Lebens und die eingeschränkte Entscheidungsmacht (als Abhängigkeit von den Eltern, von Familiengerichten oder Verwaltungsakten Sozialer Dienste) über die Dauerhaftigkeit wird oft als latente oder offene Bedrohung empfunden (Reimer 2011). In der Perspektive Sozialer Dienste erscheint dies leicht als Missverstehen durch die Pflegeeltern: Sie haben ihre Aufgabe als Dienstleister der Erziehungshilfen nicht verstanden oder angenommen. Während die Pflegefamilie dann eine richtige Familie sein möchte, also die Dauerhaftigkeit auch unter den ungünstigen Bedingungen realisieren will, wird sie von den Sozialen Diensten als Organisation betrachtet, in der die Kündbarkeit ein durch rechtliche Verfahren geregelter Routinevorgang ist. Besonders deutlich wird dies bei einer Beendigung der Betreuung in der Pflegefamilie durch Volljährigkeit des Pflegekindes.

Die Organisation stellt fest: Damit endet die Hilfe zur Erziehung, dafür haben wir rechtliche Regelungen, das war von Anfang an die Geschäftsgrundlage. Was die Pflegeeltern und das erwachsene Pflegekind jetzt machen, ist ihre Privatangelegenheit.

Die Mitglieder der Pflegefamilie – also die Erwachsenen aber auch sehr oft die anderen Kinder in der Pflegefamilie – denken und fühlen eher so: War es bis hierher keine Privatangelegenheit? Das bleibt doch unser Kind. Wir können doch jetzt nicht alle persönlichen Beziehungen von einem Tag auf den anderen beenden oder das Kind vor die Tür setzen, weil der Auftrag des Jugendamtes wegfällt. Das erwachsene Pflegekind denkt vielleicht eher: Jetzt wollen wir doch mal sehen, ob das eine richtige Familie war und ist, oder ob sie von Familie immer nur geredet haben und doch das finanzielle Interesse ausschlaggebend war.

Die für die Organisation völlig selbstverständliche Begrenztheit – die Dauer in Abhängigkeit vom Verwaltungsakt, die Beendigung der Hilfe zur Erziehung nach Erreichung der Ziele – bringt die Menschen in der Pflegefamilie in ein gravierendes Dilemma, weil sie sich nicht als Organisation verstehen, sondern als Familie mit eigenzeitlichen Vorstellungen. Diese Merkmale und Selbstverständnisse treffen hart aufeinander.

Austauschbarkeit versus Einmaligkeit

Dieses zweite Merkmalspaar bezieht sich auf eine weitere Differenz in der Mitgliedschaft von Organisationen und Familien.

„Dieser Gesellungstypus (die Organisation, KW) bezieht sich nicht auf Menschen, sondern auf vorentworfene Handlungsstrukturen von einer gewissen Regelmäßigkeit und Wiederholbarkeit (auf „Rollen“). Personen werden gebraucht, um die vorgesehenen Handlungen zu realisieren, aber sie sind in dieser Funktion *austauschbar*: Die Erwartungen und die Handlungen, die der einzelne Rollenträger auf andere richtet, beziehen sich nicht auf reale andere Personen, nicht auf unterscheidbare, einmalige Identitäten; sondern auf die Rolle, in der ihm diese andere Person gegenübertritt.“ (Niederberger & Bühler-Niederberger 1988: 33).

Standardisierungen zum Beispiel in Kleidung, Sprache und grundlegenden Verhaltensmustern reduzieren den privaten Menschen auf seine Rolle als Organisationsmitglied. Bürokratisierung, Anweisungen und vorgeschriebene Kommunikationswege sind typische Reaktionen der Organisation, wenn der persönliche Spielraum als zu groß angesehen wird. Vielfache Vorkehrungen – wie die Verpflichtung zur Aktenführung – sollen die Unabhängigkeit der Organisation vom einzelnen Mitglied herstellen, zum Beispiel durch die Etablierung eines Gedächtnisses der Organisation in den Akten, die unabhängig vom Gedächtnis des einzelnen Akteurs ist.

Familienmitglieder hingegen haben wesentlich größere Darstellungsspielräume. Hier ist die Ausformung sehr persönlicher Identität möglich und die soziale Identität bezieht sich sehr intensiv auf die Familiengeschichte, ihre Themen, Rituale und Geheimnisse. Gerade die Emotionalisierung von Familienbeziehungen zeigt wie dicht das Gewebe an hochindividualisierten Beziehungs- und Kommunikationsstrukturen ausdifferenziert ist. Hier soll kein idyllisches

Bild von Familien gezeichnet werden, solche Prozesse können auch zur Gewalt beitragen und die Freiheit ihrer Mitglieder extrem wirksam einengen. Aber die Differenz zur kühleren, auf systematische Austauschbarkeit gerichtete Struktur in Organisationen wird betont.

Pflegeeltern beschreiben – zum Beispiel in einem Onlineforum (www.pflegeelternforum.de vgl. Jespersen 2011) – Versuche von Mitarbeitern Sozialer Dienste, ihr Verhalten als Familienmitglieder zu vereinheitlichen und zu steuern und wehren sich dann oft dagegen, von außen in ein enges, offizielles, allgemein gültiges und vorgefertigtes Muster gepresst zu werden. Dass die Einhaltung der Gesetze der Bundesrepublik erwartet wird, erscheint ihnen in Ordnung (und selbstverständlich), ansonsten wünschen sie sich den Respekt vor ihrem privaten Lebensstil und Nichteinmischung bis auf weiteres.

So ist das Verhalten eines Pflegevaters dokumentiert (Schäfer 2011: 111), der ein Mädchen betreut, das schwere Verbrennungen am ganzen Körper hat, die zwar abgeheilt sind, aber die entsetzte Aufmerksamkeit vieler Beobachter auslöst. Wenn er mit dem Mädchen ins Freibad ging, zog sich das Mannsbild – Körperstatur Schrank – einen Frauenbadeanzug an. Das Mädchen konnte sich dann im Aufmerksamkeitswindschatten der Reaktionen, die er auf sich konzentrierte, relativ unbeachtet bewegen. Man stelle sich vor, der Leiter eines Heimes treffe einen seiner Mitarbeiter so im Dienst an.

Schemenhaftigkeit – Körperlichkeit

„Organisationen programmieren einen eigenen Zeitverlauf, setzen eigene Interpunktionen, jenseits von Entstehung, Aufbau und Vergehen des natürlichen Lebens. Ihre Zeit formt sich nicht zu *Zyklen*, wie die der Familie, sondern verläuft *linear-fortschreitend*, und das ist nur möglich, weil ihr Bestehen kein körperliches ist, sondern ein schemenhaftes, gedachtes.“ (Niederberger & Bühler-Niederberger 1988: 34)

Schon bei der Kündbarkeit und Austauschbarkeit wurde deutlich, dass die Existenz der Organisation nicht vom einzelnen Mitglied abhängt. Ihre Existenz oder Auflösung hängt von Entscheidungen ab, nicht von der Existenz der Menschen. Hingegen ist die körperliche Existenz der Menschen für Familien ein selbstverständliches Merkmal und viele Themen beziehen sich auf die Körperlichkeit. Außerdem entwickeln sich Familien wie ein eigener Organismus (Schneewind 1999: 96 ff). Besonders deutlich wird die Differenz im Umgang mit Körperlichkeit bei der Sexualität.

Sexualität zwischen Familienmitgliedern gehört zu ihren biologischen Konstitutionsmerkmalen. Wer mit wem und wie ist durch kulturelle Regeln und Strafgesetze geregelt. Auch der Anblick des unbedeckten Körpers und ein sehr breites Spektrum unterschiedlicher körperbezogener Interaktionen sind möglich und viele sind nicht ungewöhnlich. Familienmitglieder wissen in dieser Hinsicht viel übereinander, das ist eine fast unvermeidbare Folge des unmittelbaren, alltäglichen Zusammenlebens einschließlich der darin eingebet-

teten körperbezogenen Prozesse. Für Organisationen gelten deutlich einschränkende Regeln. Hier ist sexuelle Interaktion nicht vorgesehen.

In pädagogischen Einrichtungen ist Sexualität eigentlich nur als Übergriff und in Form von harten Regelverstößen denkbar und eben so in den letzten Jahren zu einem relevanten Thema geworden. Eine Antwort der Organisationen waren die Verabschiedung von Regeln und Verhaltensanordnungen auf sehr unterschiedlichen Ebenen (z. B. Diakonieverbund Schweicheln 2004) – kurz Standardisierungen, die Grenzen klar markieren, Verfahren etablieren und Sanktionen kommunizieren sollten. Das Bezugssystem waren die Umgangsformen in (anderen) Organisationen.

Was passiert aber nun, wenn der Umgang mit Körperlichkeit in einer Familie aus der Organisationsperspektive mit den Steuerungsinstrumenten einer Organisation geregelt wird?

Eine Erziehungsstellen-Pflegemutter berichtet folgende Erfahrung: Der in ihrer Familie lebende und betreute 5-jährige Junge ist krank, er hat hohes Fieber. Nachts kommt er alle halbe Stunde jammernd in ihrem Schlafzimmer an, kann nicht schlafen, alles tut weh, er träumt schlecht. Sie gibt ihm ein Medikament, bringt ihn wieder in sein Bett, bleibt am Bett sitzen, bis er wieder eingeschlafen ist. Kaum ist sie wieder eingeschlafen steht er wieder in ihrem Schlafzimmer. Das machen sie ein paar Mal. Schließlich darf er zur ihr ins Bett kriechen, der Mann muss ein bisschen rücken, dann reicht der Platz für die drei. Das fiebrige Kerlchen kuschelt sich an sie und schläft ein paar Stunden am Stück, endlich.

Ein paar Tage später berichtet sie darüber bei einer Besprechung mit den Beratern des Trägers und anderen Erziehungsstellenmitarbeitern. Da wird es plötzlich spannend, man hält die Situation für ganz heikel. Es fallen Begriffe wie Aktennotiz machen, vorsichtshalber Gespräch im Jugendamt, eine allgemeine Dienstanweisung liegt in der Luft.

Aus der Organisationsperspektive betrachtet hieß das Thema: Eine Mitarbeiterin holt sich ein Kind ins Bett! Alarm, so etwas kann als Situation sexuellen Missbrauchs (miss?) verstanden werden! Die arme Pflegemutter – nun nur noch als Erziehungsstellenmitarbeiterin angesprochen – fand ihre Lösung eigentlich weiterhin ganz gut: Der Junge konnte schlafen, sie konnte schlafen und am nächsten Tag lag er natürlich wieder in seinem eigenen Bett und ihr Mann und sie hatten wieder mehr Platz.

Wir können das als Implementierung eines Steuerungsmodus von Organisationen in privates Leben interpretieren. Eine mögliche Begründung ist: So privat ist das nicht, das wird als Jugendhilfemaßnahme finanziert, damit ist es eine professionelle Betreuung und da kann man sich doch nicht die betreuten Kinder ins Bett holen.

Ihre erfolgreiche und für das Familienleben durchaus passende Lösung wird dekontextualisiert – aus dem Kontext Familie herausgerückt in einen Organisationsrahmen – und mutiert dort zum verdächtigen Verhalten, das plötzlich

teten körperbezogenen Prozesse. Für Organisationen gelten deutlich einschränkende Regeln. Hier ist sexuelle Interaktion nicht vorgesehen.

In pädagogischen Einrichtungen ist Sexualität eigentlich nur als Übergriff und in Form von harten Regelverstößen denkbar und eben so in den letzten Jahren zu einem relevanten Thema geworden. Eine Antwort der Organisationen waren die Verabschiedung von Regeln und Verhaltensanordnungen auf sehr unterschiedlichen Ebenen (z. B. Diakonieverbund Schweicheln 2004) – kurz Standardisierungen, die Grenzen klar markieren, Verfahren etablieren und Sanktionen kommunizieren sollten. Das Bezugssystem waren die Umgangsformen in (anderen) Organisationen.

Was passiert aber nun, wenn der Umgang mit Körperlichkeit in einer Familie aus der Organisationsperspektive mit den Steuerungsinstrumenten einer Organisation geregelt wird?

Eine Erziehungsstellen-Pflegemutter berichtet folgende Erfahrung: Der in ihrer Familie lebende und betreute 5-jährige Junge ist krank, er hat hohes Fieber. Nachts kommt er alle halbe Stunde jammernd in ihrem Schlafzimmer an, kann nicht schlafen, alles tut weh, er träumt schlecht. Sie gibt ihm ein Medikament, bringt ihn wieder in sein Bett, bleibt am Bett sitzen, bis er wieder eingeschlafen ist. Kaum ist sie wieder eingeschlafen steht er wieder in ihrem Schlafzimmer. Das machen sie ein paar Mal. Schließlich darf er zur ihr ins Bett kriechen, der Mann muss ein bisschen rücken, dann reicht der Platz für die drei. Das fiebrige Kerlchen kuschelt sich an sie und schläft ein paar Stunden am Stück, endlich.

Ein paar Tage später berichtet sie darüber bei einer Besprechung mit den Beratern des Trägers und anderen Erziehungsstellenmitarbeitern. Da wird es plötzlich spannend, man hält die Situation für ganz heikel. Es fallen Begriffe wie Aktennotiz machen, vorsichtshalber Gespräch im Jugendamt, eine allgemeine Dienstanweisung liegt in der Luft.

Aus der Organisationsperspektive betrachtet hieß das Thema: Eine Mitarbeiterin holt sich ein Kind ins Bett! Alarm, so etwas kann als Situation sexuellen Missbrauchs (miss?) verstanden werden! Die arme Pflegemutter – nun nur noch als Erziehungsstellenmitarbeiterin angesprochen – fand ihre Lösung eigentlich weiterhin ganz gut: Der Junge konnte schlafen, sie konnte schlafen und am nächsten Tag lag er natürlich wieder in seinem eigenen Bett und ihr Mann und sie hatten wieder mehr Platz.

Wir können das als Implementierung eines Steuerungsmodus von Organisationen in privates Leben interpretieren. Eine mögliche Begründung ist: So privat ist das nicht, das wird als Jugendhilfemaßnahme finanziert, damit ist es eine professionelle Betreuung und da kann man sich doch nicht die betreuten Kinder ins Bett holen.

Ihre erfolgreiche und für das Familienleben durchaus passende Lösung wird dekontextualisiert – aus dem Kontext Familie herausgerückt in einen Organisationsrahmen – und mutiert dort zum verdächtigen Verhalten, das plötzlich

in einer Reihe mit Formen sexualisierter Gewalt steht. Regeln, die im Organisationskontext plausibel erscheinen, führen in ihrer Anwendung auf das private Familienleben zu einer abwegigen Praxis, eben weil Organisationen und Familien grundsätzlich unterschiedliche Gesellungsformen darstellen.

Explizitheit versus Implizitheit

Familien und Organisationen unterscheiden sich „durch ein anders geartetes Verhältnis zum Zweck“ (Niederberger, Bühler-Niederberger 1988: 47). Für die Erziehung wird dies als Differenz zwischen expliziter und impliziter Erziehung ausgeführt.

In Organisationen wird Erziehung demnach als explizite pädagogische Maßnahme inszeniert: Sie wird geplant, Erziehungsziele werden definiert und rational begründet und geeignete Methoden gesucht, um die Ziele zu erreichen. Die Zielerreichung wird kontrolliert, dafür gibt es Messverfahren. Am deutlichsten wird das in der Schule, aber die Hilfeplanung in den Hilfen zur Erziehung ist ähnlich angelegt. Erziehung in und durch Organisationen kann auf diesem Wege veranstaltet werden, das funktioniert auch begrenzt und hat seine eigene Rationalität zielgerichteter Menschenveränderung.

Das besondere Merkmal von Familienerziehung hingegen ist die Implizitheit, hier ist die Erziehung eingebettet in das Zusammenleben. Sie erfolgt viel diffuser, vielfältiger und komplexer, viel enger mit der Bedürfnisbefriedigung aller Familienmitglieder und der umfassenden gegenseitigen Sorge verwoben. Hier ist die gegenseitige Abhängigkeit viel größer. Das hat eine Risikoseite, wenn die Eltern-Kind-Beziehungsstruktur ihre Façon verliert, aber eben auch ganz besondere Chancen.

Auch Michel Winkler (2012: 72) betont, dass Familienerziehung „missverstanden ist, wenn man sie als ein absichtsvolles, gar zielgerichtetes und methodisch durchgeführtes Handeln, letztlich als Technik versteht.“

Beide Modi der Erziehung haben ihre Funktion. Lesen, Schreiben und Rechnen zum Beispiel kann man sicher durch systematische Instruktion schneller lernen als eingebettet in das allgemeine Zusammenleben in einer Familie. Die grundlegenden normativen Orientierungen, die zentralen emotionalen und ersten kognitiven Grundmuster und tiefe Normalitätsvorstellungen haben Menschen in den hoch emotionalen Beziehungen, der dichten Alltagskommunikation und dem komplexen Gewebe an gegenseitiger Bedürfnisbefriedigung und synchronisierten Relevanzsystemen entwickelt. Auch im familialen Leben gibt es Elemente von unmittelbarer Instruktion und auch einzelne pädagogische Maßnahmen zum Beispiel zielgerichteter Belohnung und Bestrafung. Aber die Reichweite, die Vielfalt an entwicklungsrelevanten Situationen und Kommunikationen sind viel größer und wo sie es nicht sind und sich der Umgang in der distanzierten Verhaltensmodifikation erschöpft, dort gilt die Familienerziehung als gescheitert.

Daraus ergibt sich die besondere Leistungsfähigkeit von Familienerziehung für die Primärsozialisation. Deswegen werden insbesondere für jüngere Kinder mit langer Betreuungsperspektive auch familiäre Arrangements bevorzugt und auch in der Erziehung in Organisationen solche Merkmale in Anspruch genommen – wie die inflationäre Zuschreibung von Familienähnlichkeit für alle möglichen Heimerziehungsformen illustriert.

Diese Seite wird hier betont, weil das Wissen um diese besondere Leistungsfähigkeit nicht nur den Respekt vor diesen Formen der Entwicklungsförderung erleichtert, sondern auch zur Vorsicht mahnt, in solche Prozesse von außen einzugreifen, sie für andere Zwecke zu benutzen und sie zu funktionalisieren. Dass die Familienerziehung besser würde, wenn sie mit den gleichen Verfahren optimiert würde, wie die in Organisationen, ist nicht anzunehmen, sondern müsste im Detail nachgewiesen werden.

Auch Josef Niederberger und Doris Bühler-Niederberger (1988: 174 ff) zeigen empirisch im Vergleich von „Quasi-familialen Heimabteilungen“ und Pflegefamilien eher das Gegenteil: wenn in das Familienleben Elemente implementiert werden, die hier nicht passen und wie ein Fremdkörper erlebt werden, wird das Abwehrsystem der Familie aktiviert oder es kommt zu Enttäuschungen über das, was eine Familie sein soll und will und zugleich wichtige Strukturmerkmale einer Organisation hat. Josef Niederberger (1988: 81) bezeichnet das als morphologische Lüge: „das Reden von einer Familie, obwohl es sich nicht im geringsten um eine solche handelt.“

Für ein allgemeines Überlegenheitsgefühl ausschließlich geplanter und durchdesignter Erziehung sehe ich keine überzeugenden Begründungen. Der Versuch, starke Elemente eines linearen zweckrationalen Handelns – wie es dem professionellen Handeln in Organisationen zugrunde liegt – in ein System, dessen Stärke in der impliziten Erziehung liegt, zu implementieren, führt zu dem, was wir als Kolonialisierung bezeichnen könnten.

Auch Bruno Hildenbrand (2012) hat in einem insgesamt lesenswerten Aufsatz auf die Differenz wissenschaftlichen und lebensweltlichen Wissens hingewiesen und deutlich gemacht, welche Übersetzungsleistungen und lebenspraktischen Erdungen notwendig sind, damit wissenschaftliches Wissen für die Bewältigung von Krisen im Alltag von Pflegefamilien nutzbar wird. Der einfache Import wissenschaftlichen Wissens durch Instruktion in Schulungen für Pflegeeltern muss scheitern. Die lebenspraktische Vernunft wird dabei misachtet und unterminiert.

Erosion der Sozialisationsleistungen der Familie durch Kolonialisierung

Jürgen Habermas (1995: insbesondere 171 – 293 und 445 ff) hat die Entkopplung von System und Lebenswelt als Ergebnis eines evolutionären Differenzierungsprozesses analysiert und den entsprechenden Begriffsapparat

durchdekliniert. Darin wird instrumentelles, strategisches und kommunikatives Handeln unterschieden und der funktionalen Systemintegration die kommunikative Sozialintegration gegenüber gestellt. Die immer größer werdende Dominanz der kognitiv-instrumentellen Vernunft und der instrumentellen Rationalität erscheint als eine Gefahr. Das erfolgsorientierte Handeln verdrängt das verständigungsorientierte auch in den Lebensbereichen, in denen jenes eine wichtige Funktion hat und nicht ersetzt werden kann: In „... modernen Gesellschaften entstehen Bereiche organisationsförmiger und mediengesteuerter Sozialbeziehungen, die normenkonforme Einstellungen und identitätsbildende soziale Zugehörigkeiten nicht mehr zulassen, diese vielmehr an die Peripherie verweisen“ (Habermas 1995: 231).

Die lebensweltliche Alltagssprache kann durch die Steuerungsmedien Geld und Macht in ihrer sinnstiftenden Funktion zerstört werden, wenn die Lebensverhältnisse immer stärker durch administrative Zwänge reguliert werden. Die Mediatisierung der Lebenswelt nimmt die Gestalt einer Kolonialisierung an (vgl. a.a.O.: 293): „Nicht die Entkoppelung der mediengesteuerten Subsysteme, und ihrer Organisationsformen, von der Lebenswelt führt zu einseitiger Rationalisierung oder Verdinglichung der kommunikativen Alltagspraxis, sondern erst das Eindringen von Formen ökonomischer und administrativer Rationalität in Handlungsbereiche, die sich der Umstellung auf die Medien Geld und Macht widersetzen, weil sie auf kulturelle Überlieferung, soziale Integration und Erziehung spezialisiert sind und auf Verständigung als Mechanismus der Handlungsorientierung angewiesen bleiben.“ (a.a.O.: 488).

Die Kolonialisierung kann allmählich und hinter dem Rücken der Menschen voranschreiten: „Reproduktionszwänge, die eine Lebenswelt instrumentalisieren, ohne den Schein der Autarkie der Lebenswelt zu beeinträchtigen, müssen sich gleichsam in den Poren des kommunikativen Handelns verstecken. Daraus entsteht eine strukturelle Gewalt, die sich, ohne als solche manifest zu werden, der Form der Intersubjektivität möglicher Verständigung bemächtigt“ (a.a.O. 278).

Mit diesem – hier nur grob skizzierten – Prozess lässt sich das Eindringen der Organisationsrationalität in familiales Leben beschreiben und in seiner strukturellen Gewalt verstehen.

Wenn schon das allmähliche Einsickern von Elementen des allgemeinen Bildungsdiskurses – z. B. über frühkindliche Erziehung – in die Praxis von Familien als Kolonialisierung bezeichnet wird (Lange 2010), dann haben wir es bei dem Programm der Professionalisierung von Familien mit einer Kolonialisierung ganz anderen Ausmaßes zu tun. Während bei der Kontamination des Familienlebens mit gesellschaftlichen Deutungsmustern der frühen Förderung und verpassten Chancen die Lebenswelt allmählich rationalisiert und von unauffälligen Zwängen instrumentalisiert wird (vgl. Habermas 1995: 278), haben wir es hier mit auffälligen Zwängen und unmittelbarer, offensichtlicher Funktionalisierung zu tun.

Hier werden systematisch Elemente der externen Steuerung, der Notwendigkeit instrumentellen und strategischen Handelns, der Koppelung mit dem Medium Geld und einer Austauschbeziehung von spezifischer, im Hilfeplan-

gespräch festgelegter und geradezu „bestellter“ Erziehung und finanziellen Gratifikationen in das private Leben eingeführt. Eine naive Beschreibung, dass lediglich das echte Familienleben mit einem breiten Repertoire an professionellen Strategien angereichert wird und so in der Kombination von beidem die Turboerziehungseinrichtung kreierte würde, erweist sich als irreführend. Viel wahrscheinlicher ist, dass der Zugewinn in einer Dimension, zu einem viel gravierenderen Verlust in einer anderen Leistungsdimension führt.

Die Rationalität zielgerichteter Menschenveränderung des Pflegekindes, in einem Hilfeplan oft in der Logik defizitorientierter Diagnosen mit operationalisierten Zielen versehen und ggf. mit zusätzlichen Aufträgen – etwa der Verbesserung der Pflegekind-Eltern-Beziehung – befrachtet soll das Leben in der Pflegefamilie als Leistung ausmachen. Innerhalb dieses Rahmens darf auch privates Leben stattfinden – solange dies die Aufgabenerfüllung nicht gefährdet.

Die Familie wird zur Produktionsstätte der geplanten Hilfe und zum Dienstleister des Amtes, das sie auf der Basis von Verwaltungsakten und mit (bescheidenen) finanziellen Leistungen verpflichtet und zum Auftragnehmer einer Betreuungsleistung macht. Sie wird genau wie eine Einrichtung der Heimerziehung behandelt und es gelten die gleichen Verfahren der Vereinbarung von Zielen, der Beauftragung oder Entpflichtung und der Kontrolle, das heißt die Familie wird als Organisation behandelt.

Abgemildert wird das Erleben, wenn die Pflegeeltern im Hilfeplangespräch als Experten der Erziehung ihres Pflegekindes behandelt werden, nicht (nur) als Dienstleister des Amtes (hier in der Regel vom ASD) angesprochen werden, sondern auch als Adressat von Dienstleistungen des Amtes (hier: des Pflegekinderdienstes). Dann sind Aushandlungsprozesse (die den Namen verdienen) möglich, der Funktionalisierung der Familien durch Respekt vor ihrem Eigensinn und durch Takt Grenzen gesetzt und es entsteht eine Koproduktionssituation. Aber auch dann bleibt die vorher skizzierte Grundstruktur bestehen: Ein privates Lebensarrangement wird als Organisation behandelt.

Eine zusätzliche Steigerung besteht darin, dass die Kinder der Pflegeeltern – in der einschlägigen Literatur als „leibliche“ Kinder bezeichnet – gleich mitfunktionalisiert werden. Sie leben nicht nur einfach in ihrer Familie, sondern sollen als „kleine Pädagogen“ – wie Alfred Marmann (2005) in seiner Dissertation herausgearbeitet hat – bei der Erreichung der Erziehungsziele ihrer gleichaltrigen Mitbewohner Aufgaben übernehmen. Sie arbeiten im Familienbetrieb mit: Kinderarbeit im Auftrag des Jugendamtes.

Ganz konsequent fordert der Hamburger Senat als Antwort auf die Schlaperei seiner Behörden im Fall Chantal den Drogentest in Zukunft nicht nur für die Pflegeeltern, sondern auch für die anderen Kinder in der Familie (ab 14 Jahren). Als Mitarbeiter müssen sie natürlich clean sein.

Es geht bei der Professionalisierung von Familien also nicht nur darum, die Pflegemutter zur Erzieherin zu machen und den Pflegevater zum Erzieher, sondern die gesamte Familie soll zur Organisation transformiert werden.

Da die Logiken der Organisation und der lebensweltlichen Arrangements grundsätzlich unterschiedlich sind, sie sich in zentralen Merkmalsdimensionen unterscheiden und unterschiedliche Leitrationaltäten entwickelt haben, treffen hier zwei sehr unterschiedliche, nicht ineinander integrierbare Strukturen aufeinander. Da sie inkompatibel und nicht anschlussfähig sind, entstehen Friktionen und Konflikte. Wie die Konflikte entschieden werden, hängt von Machtaspekten ab. Dabei besteht fast immer eine Asymmetrie zu Ungunsten der Familien. Die Regeln nach denen die Konflikte juristisch entschieden werden, sind die Spielregeln der Organisation und folgen ihrer Rationalität.

Hinzu kommt die größere persönliche Relevanz der Entscheidungen auf Seiten der Familienmitglieder. Wenn sich zwischen Pflegekind und seiner Pflegefamilie eine dichte emotionale Beziehung, vielleicht sogar Bindung entwickelt hat, können die Familienmitglieder ein großes Interesse am Bestand dieser, ihrer Familie – und das heißt: in dieser Zusammensetzung – entwickeln. Gerade die Merkmale von Familien in unserer Zeit – starke Emotionalisierung der Beziehungen, hohes Niveau gegenseitiger Sorge und Verschränkung der Bedürfnisbefriedigung – und somit die Gründe warum sie für das Aufwachsen von Kindern mit langer Perspektive als besonders geeignet angesehen werden, führt zu einer Asymmetrie in der Machtbalance zu Ungunsten der Familie und zur Überlegenheit der kolonialisierenden Funktionalisierungen der Organisation des Amtes. Das Interesse der Familienmitglieder am Erhalt bringt sie in eine Lage, in der sie die Kooperation mit der Organisation viel weniger scheitern lassen können als die andere Seite: Sie haben mehr zu verlieren.

Kolonialisierungs- oder Dienstleistungsmodell?

Idealtypisch können wir zwei Modelle im Umgang von Ämtern mit Familien, die besondere Erziehungsaufgaben übernehmen, unterscheiden.

Das eine – das Kolonialisierungs-Modell – hat folgende Merkmale:

1. Im Hilfeplangespräch werden Ziele für das Pflegekind festgelegt. Wortführer in diesem Gespräch sind die Professionellen, Herkunftsfamilie und Pflegefamilie sind die Laien, die beteiligt werden und Aufgaben zugewiesen bekommen.
2. Die Pflegefamilie wird als Dienstleister des Jugendamtes definiert. Sie sind Subunternehmer, die bezahlt werden und deswegen die Aufträge des Amtes erfüllen müssen. Wenn sie das nicht können oder wollen sind sie ungeeignet und kommen als Geschäftspartner nicht (mehr) in Frage.
3. Die Ziele werden operationalisiert, die Umsetzung der so entwickelten Planung wird in bürokratischen Verfahren kontrolliert: Die Zielerreichung wird bewertet und die Hilfeplanung systematisch fortentwickelt.
4. Die Pflegefamilie hat die Planung umzusetzen und die Erwartung der Sozialen Dienste zu erfüllen. Leistet sie das nicht, kann ihr der Auftrag (und damit das Kind) entzogen werden.

Dieses Modell hat eine stringente Logik. Ihr Zentrum ist die Funktionszuschreibung „die Pflegefamilie ist Dienstleister des Amtes“. Das sozialrechtliche Dreiecksverhältnis ist seine Basis: Die Eltern haben einen Rechtsanspruch auf Hilfen zur Erziehung an das Jugendamt, das Jugendamt beauftragt einen Träger, diese Leistung in seinem Auftrag zu erbringen, zwischen dem Träger und den Eltern entsteht das Leistungserbringungsverhältnis. Das ist eine rechtlich abgesicherte Praxis.

Allerdings ist hier der Träger kein Träger – also eine Organisation – sondern eine Familie. Teilt diese die Funktionszuschreibung des Amtes und lässt sie sich wie ein Träger behandeln und handelt ihrerseits wie ein Träger, funktioniert das Modell, die Familie ist zur Organisation geworden, die Kolonialisierung ist abgeschlossen.

Diese Funktionalisierung verletzt allerdings eine Reihe von Merkmalen, die wir vorher als Kennzeichen reflexiver (sozial)pädagogischer Professionalität kennen gelernt hatten: Weder stehen die Förderung eigenständiger Bewältigungsprozesse noch eine sozialkulturelle und lebenspraktische Rückbindung der besonderen Wissensbestände an die Lebenserfahrungen der Familienmitglieder im Mittelpunkt, sondern das Programm hat eine radikale Deautonomisierung der Familien durch bevormundende Aufgabenzuweisung zur Folge. Die so im beruflichen Kontext handelnden Akteure der Dienste verletzen damit zentrale Ansprüche, die sie als pädagogische Professionelle oder – hier will ich die Differenzierung nicht auf die Spitze treiben – als Professionelle der Sozialen Arbeit realisieren müssten. Programme der Professionalisierung der Familie werden damit zum Indikator fehlender Professionalität der Dienste.

Anders ist dies beim Dienstleistungsmodell. Hier betrachtet sich der Pflegekinderdienst als Dienstleister für die Pflegefamilie, die Familie darf „schlicht in Ruhe Familie“ bleiben (Winkler 2012: 76). Das Modell kann mit folgenden Merkmalen beschrieben werden:

- Die Adressaten der Dienstleistungen und damit die potenziellen Nutzer sind die Pflegefamilie und alle ihre Mitglieder: die Pflegeeltern, die leiblichen Kinder der Pflegeeltern und die Pflegekinder. Je nach Aufgabenzuschnitt werden auch die Mitglieder der Herkunftsfamilie zu Adressaten.
- Diese Menschen haben es oft – neben den Themen, die auch andere Eltern beschäftigen – mit schwierigen, ungewöhnlichen Fragen, Problemen und Themen zu tun. Viele dieser besonderen Themen entstehen durch ihre Situation als unkonventionelle Familie (Funke & Hildenbrand 2009: insbes. 92-131).
- Sie suchen Antworten in Gesprächen in der Familie, mit Freunden und Verwandten und mit anderen Pflegeeltern, z.B. auch in den sehr aktiven Onlineforen (Jespersen 2011). Manchmal finden sie dort Antworten, manchmal bleiben Fragen offen und gravierende Belastungen bestehen. Hier kommen die Sozialen Dienste ins Spiel. Sie stellen sich der Aufgabe, den Menschen, die Ressourcen zugänglich zu machen, die ihnen bei der Bewältigung ihrer besonderen Probleme nützlich sind und die sie in anderen Kon-

takten nicht finden. Dafür entwickeln sie Arbeitsbündnisse mit den Familienmitgliedern.

- Wenn sie diese Ressourcen durch professionelle Mitarbeiter bekommen, dann haben wir ein Dienstleistungsverhältnis. Die Mitarbeiter übernehmen nicht die Regie in der Familie, sondern sie können z.B. ihr professionelles Wissen als Professionelle bei der Erziehungsberatung, der Suche und Finanzierung von therapeutischen Hilfen, des Dechiffrierens merkwürdiger Verhaltensweisen des Kindes sowie bei der Ermutigung und der Restabilisierung von Sinnkonstruktionen von Pflegeeltern (Schäfer 2011 und 2011a) zur Verfügung stellen.
- Für die Erbringung der Dienstleistung durch die Fachkräfte gelten die Standards der Profession und das am Anfang skizzierte Profil einer sozialpädagogischen Profession kommt zum Tragen.
- Die Professionellen können das private Leben unterstützen, erleichtern, fördern, sie können einen Puffer bilden zu belastenden Interventionen z.B. aus der Schule und als Dolmetscher zwischen den Sprachen der Familien und denen der Verwaltung, pädagogischer, therapeutischer, medizinischer und anderer Spezialisten übersetzen.

Beim Dienstleistungsmodell ist nicht die Professionalisierung des privaten Lebens das Ziel, sondern um das private Leben wird ein Unterstützungsnetzwerk der Professionellen entwickelt, das die Menschen nutzen können. Ohne solche leistungsfähigen Unterstützungsnetzwerke ist die Betreuung von Kindern, die oft erhebliche Belastungen erfahren haben, in dem komplizierten Feld von zwei Familien, in das vielfältige rechtliche Regelungen eingreifen, auch kaum zu verantworten (Pierlings 2011; Schäfer 2011; Kompetenz-Zentrum Pflegekinder & IGfH 2011).

Somit lässt sich die Frage, wo die Professionalität angesiedelt sein soll, eindeutig beantworten: nämlich bei den professionellen Diensten. Diese sollen und können den Pflegefamilien die Ressourcen anbieten und zugänglich machen, die sie benötigen. Der Überhang der Professionellen kann so zum Nutzen der Nutzer werden: im reflexiven Umgang mit ihren besonderen Wissensbeständen, die kontextsensibel an den Lebenserfahrungen der Menschen anschließen und dort ihre lebenspraktische Relevanz erweisen – im Bewusstsein, dass die Problembewältigung und Deutung von den Nutzern selbst entwickelt werden muss und kann. So verstanden kommt auch der Professionalitätsgewinn als Ressource zur Bewältigung von Problemen zum Tragen. Dann lässt sich das Verhältnis von Professionalität des Dienstes zum privaten Leben in den Familien so bestimmen: je leistungsfähiger ein Dienst ist, desto umfassender respektiert er das Eigenartige des privaten Lebens und den Eigensinn seiner Adressaten. Und je weniger leistungsfähig ein Dienst ist, desto stärker fordert er die Professionalisierung des privaten Lebens, denn die müssen professionell sein, weil er es nicht ist. Dann lautet das Thema aber Professionalisierung der Dienste und nicht stellvertretende Professionalisierung der Familien.

Literatur

- Abbott, A. (1988): *The System of Professions. An Essay on the Division of Expert Labor.* Chicago.
- Beck, U./Giddens, A./Lash, S./Rang, P. (1996): *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse.* Frankfurt/ M..
- Bohler, K. F. (2009): Berufsethische Elemente von Professionalität in der Jugendhilfe. In: Becker-Lenz, R. (Hrsg.): *Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven.* Wiesbaden, S. 223–238.
- Böhnisch, L. (2012): *Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung.* 6. Aufl. Weinheim.
- Bühler-Niederberger, D./Mierendorff, J./Lange, A. (Hrsg.) (2010): *Kindheit zwischen fürsorglichem Zugriff und gesellschaftlicher Teilhabe.* Wiesbaden.
- Devereux, G. (1984): *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften.* Frankfurt /M..
- Dewe, B. (2009): Reflexive Sozialarbeit im Spannungsfeld von evidenzbasierter Praxis und demokratischer Rationalität – Plädoyer für die handlungslogische Entfaltung reflexiver Professionalität. In: Becker-Lenz, R. (Hrsg.): *Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven.* Wiesbaden, S. 89-112.
- Dewe, B./Otto, H.-U. (2005): Profession. In: Otto, H.-U./Thiersch, H. (Hrsg.): *Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik.* 3. Aufl. Neuwied, Kriftel, S. 1399-1423.
- Diakonieverbund Schweicheln (2004): *Handlungsorientierungen für die Praxis – zum grenzwahrenden Umgang mit Mädchen und Jungen und zu sicherem Handeln in Fällen von (massivem) Fehlverhalten.* Schweicheln (Selbstverlag).
- Dörr, M./Müller, B. (2006): Einleitung: Nähe und Distanz als Strukturen der Professionalität pädagogischer Arbeitsfelder. In: Dies. (Hrsg.): *Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität.* Weinheim, München, S. 7–28.
- Elias, N. (1995): Figuration. In: Schäfers, B. (Hrsg.): *Grundbegriffe der Soziologie.* 4. Aufl. Opladen, S. 75-78.
- Freigang, W./Wolf, K. (2001): *Heimerziehungsprofile. Sozialpädagogische Portraits.* Weinheim.
- Funcke, D./Hildenbrand, B. (Hrsg.) (2009): *Unkonventionelle Familien in Beratung und Therapie. Eine interdisziplinäre Einführung.* Heidelberg.
- Füssenhäuser, C./Thiersch, H. (2005): Theorien der Sozialen Arbeit. In: Otto, H.-U./Thiersch, H./Böllert, K. (Hrsg.): *Handbuch Sozialarbeit, Sozialpädagogik.* 3. Aufl. München, Basel, S. 1876-1900.
- Graßhoff, G./Schweppe, C. (2009): Biografie und Professionalität in der Sozialpädagogik. In: Becker-Lenz, R. (Hrsg.): *Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven.* Wiesbaden, S. 307-318.
- Habermas, J. (1995): *Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 2.* Frankfurt/M.
- Helsper, W./Busse, S./Humrich, M. u.a. (Hrsg.) (2008): *Pädagogische Professionalität in Organisationen. Neue Verhältnisbestimmungen am Beispiel der Schule.* Tagung. Wiesbaden.
- Hildenbrand, B. (2012): Die Sozialarbeit/Sozialpädagogik als selbstvergessene Profession. In: *Zeitschrift für Sozialpädagogik* 10, S. 115-139.
- Illich, I. u. a. (Hrsg.) (1979): *Entmündigung durch Experten. Zur Kritik der Dienstleistungsberufe.* Reinbek.
- Jespersen, A. (2011): *Belastungen und Ressourcen von Pflegeeltern. Analyse eines Pflegeeltern-Onlineforums.* Siegen: ZPE-Schriftenreihe – Universität Siegen.
- Klatetzki, T. (2005): Professionelle Arbeit und kollegiale Organisation. Eine symbolisch interpretative Perspektive. In: ders./Tacke, V. (Hrsg.): *Organisation und Profession.* Wiesbaden, S. 253-283.
- Klatetzki, T. (2012): Professionelle Organisationen. In: Apelt, M./Tacke, V. (Hrsg.): *Handbuch Organisationstypen.* Wiesbaden, S. 165-183.
- Klatetzki, T./Nokielski, H. (2010): *Soziale personenbezogene Dienstleistungsorganisations-*

- nen als bürokratisch-professionelle Handlungszusammenhänge: Weber und die Folgen. In: Klatetzki, T. (Hrsg.): Soziale Dienstleistungsorganisationen. Soziologische Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag, S. 25-60.
- Kompetenz-Zentrum Pflegekinder/Internationale Gesellschaft für Erzieherische Hilfen (2011): Neues Manifest zur Pflegekinderhilfe. Frankfurt, Berlin (IGfH Selbstverlag).
- Königter, St. (2009): Relationale Professionalität. Eine empirische Studie zu Arbeitsbeziehungen mit Eltern in den Erziehungshilfen. Baltmannsweiler.
- Königter, St. (2010): Sozialpädagogische Professionsforschung. In: Brandstetter, M./Vyslouzil, M. (Hrsg.): Soziale Arbeit im Wissenschaftssystem. Von der Fürsorgeschule zum Lehrstuhl. Wiesbaden, S. 78-102.
- Lange, A. (2010): Bildung ist für alle da oder die Kolonialisierung des Kinder- und Familienlebens durch ein ambivalentes Dispositiv. In: Bühler-Niederberger, D./Mierendoff, J./Lange, A. (Hrsg.): Kindheit zwischen fürsorglichem Zugriff und gesellschaftlicher Teilhabe. Wiesbaden, S. 89-116.
- Mannschatz, E. (2003): Gemeinsame Aufgabenbewältigung als Medium sozialpädagogischer Tätigkeit. Denkanstöße für die Wiedergewinnung des Pädagogischen aus der Makarenko-Rezeption. Berlin.
- Marmann, A. (2005): Kleine Pädagogen eine Untersuchung über „Leibliche Kinder“ in familiären Settings öffentlicher Ersatzerziehung. Frankfurt/M..
- Müller, B. (2011): Professionalität ohne Arbeitsbündnis? Eine Studie zu „niedrigschwelliger“ Sozialer Arbeit. In: Becker-Lenz, R. (Hrsg.): Professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit. Materialanalysen und kritische Kommentare. Wiesbaden, S. 144-159.
- Niederberger, J. M. (1997): Kinder in Heimen und Pflegefamilien. Fremdplatzierung in Geschichte und Gesellschaft. Bielefeld.
- Niederberger, J. M./Bühler-Niederberger, D. (1988): Formenvielfalt in der Fremderziehung. Zwischen Anlehnung und Konstruktion. Stuttgart.
- Niemeyer, Ch. (2003): Sozialpädagogik als Wissenschaft und Profession. Grundlagen, Kontroversen, Perspektiven. Weinheim, München.
- Obrecht, W. (2009): Die Struktur professionellen Wissens. Ein integrativer Beitrag zur Theorie der Professionalisierung. In: Becker-Lenz, R. (Hrsg.): Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven. Wiesbaden, S. 47-72.
- Oevermann, U. (1999): Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. 3. Aufl. Frankfurt/M., S. 70-182.
- Olk, T. (1986): Abschied vom Experten. Sozialarbeit auf dem Weg zu einer alternativen Professionalität. Weinheim, München.
- Pierlings, J. (2011): Dokumentation Leuchtturm-Projekt PflegeKinderDienst. Köln.
- Reimer, D. (2011): Pflegekinderstimme. Arbeitshilfe zur Qualifizierung von Pflegefamilien. Düsseldorf.
- Schäfer, D. (2011): „Darum machen wir das...“ Pflegeeltern von Kindern mit Behinderung – Deutungsmuster und Bewältigungsstrategien. Siegen.
- Schäfer, D. (2011a): Ressource Pflegeeltern. Untersuchung der Belastungen und Ressourcen von Menschen, die Pflegekinder mit chronischen Erkrankungen und Behinderungen betreuen. Siegen.
- Schallberger, P. (2011): Das pädagogische Credo eines Heimvaters. Analyse eines Rundschreibens. In: Becker-Lenz, R. (Hrsg.): Professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit. Materialanalysen und kritische Kommentare. Wiesbaden, S. 165-181.
- Schneewind, K. A. (1999): Familienpsychologie. 2., überarb. Aufl. Stuttgart.
- Schröer, W. (2012): Einfache und reflexive Verwissenschaftlichung – Zur Öffnung des disziplinären Blicks in die Theoriegeschichte der Sozialpädagogik. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik 10 (1. Beiheft), S. 18-30.
- Sennett, R. (2009): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. 6. Aufl. Berlin.
- Staub-Bernasconi, S. (2009): Der Professionalisierungsdiskurs zur Sozialen Arbeit

- (SA/SP) im deutschsprachigen Kontext im Spiegel internationaler Ausbildungsstandards. Soziale Arbeit – Eine verspätete Profession? In: Becker-Lenz, R. (Hrsg.): Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven. Wiesbaden, S. 21–46.
- Tiefel, S. (2004): Beratung und Reflexion. Eine qualitative Studie zu professionellem Beratungshandeln in der Moderne. Wiesbaden.
- Toren, N. (1969): Semi-Professionalism and Social Work. A Theoretical Perspective. In: Etzioni, A. (Hrsg.): The Semi-Professions and their Organization. New York, S. 14-196.
- Vorheyer, C./Nagel, U. (2011): Der habituelle Umgang mit den Paradoxien des professionellen Handelns: Soziale Arbeit in der Prostitutionsszene. In: Becker-Lenz, R. (Hrsg.): Professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit. Materialanalysen und kritische Kommentare. Wiesbaden, S. 13–30.
- Winkler, M. (2012): Erziehung in der Familie. Innenansichten des pädagogischen Alltags. Stuttgart.
- Wolf, K. (2002): Spezialisierte Profis oder geduldige Hausfrauen? Zum Selbstverständnis von Mitarbeiterinnen in Erziehungsstellen. In: Evangelische Jugendhilfe 79, S. 24-33.
- Wolf, K. (2009): Radikaler Situationsansatz oder planvolles Vorgehen? Zum methodischen Handeln in der SPFH. In: Forum Erziehungshilfe (2), S. 71-75.

Klaus Wolf, Jg. 1954, Dr. phil., Dipl. Soz. Päd., Professor für Sozialpädagogik an der Universität Siegen, Department Erziehungswissenschaft und Psychologie in der Fakultät Bildung, Architektur, Künste; Forschungsschwerpunkte: Aufwachsen unter ungünstigen Bedingungen und sozialpädagogische Interventionen.
 Letzte wichtige Veröffentlichung: Wolf, K. (2012): Sozialpädagogische Interventionen in Familien. Weinheim, Basel.

Anschrift des Autors :

Prof. Dr. Klaus Wolf, Universität Siegen, Adolf-Reichwein-Str. 2, 57068 Siegen, E-Mail: klaus.wolf@uni-siegen.de

Eingereicht am: 14.6.2012

Überarbeitung eingereicht am: 10.8.2012

Angenommen am: 10.8.2012